

EINE AMBIVALENTE REISE

Bericht über einen Aufenthalt in Sambia während der Sommerferien 2016

von Annette von Schlabrendorff

Ein hochmoderner Fünf-Sterne-Reisebus nur fünf Meter entfernt von primitiven dörflichen Siedlungen; improvisierte Küchen in zu engen Gassen, deren Speisenangebot so fasziniert, dass man den Blick trotz unerträglichen Gestanks nicht abwenden kann; dreckige Füßchen, die aus staubigen, mit Pailletten besetzten Prinzessinnenkleidern heraus schauen, und das berührende Gefühl, wenn sich kleine klebrige Händchen schüchtern in die eigenen schieben und man sich dabei leicht beschämt schon auf die mitgebrachte Desinfektionslotion freut...

Mit seinen absurden Kontrasten stellt Afrika den Reisenden eigentlich permanent auf die Probe, sorgt es doch nicht selten für das ungute Gefühl, dass die Welt hier schwarz-weiß ist. Zumindest für mich als „Weiße“. Denn weder schaffe ich es, mich der unvermeidlichen Brille, durch die ich das mich Umgebende stets gefiltert wahrnehme, zu entledigen, noch kann ich mein Erscheinungsbild, mittels dessen ich (allerdings freiwillig!) zumindest für eine kurze Zeit in einer ähnlichen Lage bin wie all jene, deren Äußeres sie permanent zu Objekten fremder Beobachtung und Bewertung macht, auch nur annähernd verbergen. Hinzu kommt, dass ein Großteil der Erlebnisse gerade erst durch diese Bipolarität ermöglicht wird und ich so permanent deren Nutznießer bin.

Das Gefühl der Bipolarität ist somit ein ständiger Begleiter auf unserer Reise durch Sambia mit zweitägigem Stop-Over in Johannesburg. Und der Guide vor dem Apartheid-Museum hat am Ende vielleicht doch irgendwie Recht damit, wenn er unsere „langweilige“ Pose unter den Lettern des Museums nicht akzeptiert und empfiehlt, bitte lieber jubelnd die Arme in die Luft zu reißen – gemäß dem Motto: Juchhu, Apartheid, ohne dich und den Kolonialismus hätten wir hier nicht so einen unverdienten „Status“.

Denn während wir z. B. ohne große Anstrengung einige der begehrtesten VIP-Plätze beim jährlichen Großevent Sambias erhalten, kann die Masse der Angehörigen der hierbei zelebrierten Tradition das Geschehen – teilweise in den umstehenden Bäumen hängend – nur aus weiter Ferne verfolgen. Das dreitägige Treffen des Chewa-Stammes aus Malawi, Sambia und Zimbabwe ist von der Wichtigkeit her vergleichbar mit einem großen Staatsbesuch samt flankierendem Festival, sorgt es doch mit den vielen Ständen und traditionellen Tänzen u. a. auch dafür, dass die Nachfrage nach Kondomen währenddessen diejenige des gesamten Jahres in Längen übersteigt.

Den zentralen Festakt und absoluten Höhepunkt des Treffens stellt dann das Überreichen von Präsenten an den Chewa-Chief durch lokale Berühmtheiten dar, zu denen zur eigenen Freude auch der Berliner VIP Jens Augner zählt. Unter ganz bestimmten Regularien werden Geschenke wie Gefriertruhen, lebende Tiere, Matratzen oder Berlinfahnen feierlich-unterwürfig an die Gefolgschaft des Chiefs über-



Erdnussbutter-Herstellung

reicht. Denn dem Chief direkt in die Augen zu schauen, ist strengstens verboten! Wir aufgeklärte Westler belächeln das ganze Trara um den korpulenten Mann auf seinem mit Tigerfellen behängten Elfenbeinthron nur gönnerhaft, sind dann aber plötzlich ganz aus dem Häuschen, hier unerwartet doch tatsächlich auch den sambischen Präsidenten aus so geringer Entfernung zu sehen, der von der Masse der Zuschauer aber eher wenig beachtet wird.

Auch zu einer anderen, noch viel eindrucksvolleren „kulturellen Safari“ ist unsere Eintrittskarte neben der Vermittlung durch Elke vor allem wieder unsere Herkunft, die uns völlig Fremden unverdient das Privileg verschafft, an einem eigentlich sehr exklusiven Initiationsritus teilzunehmen, der vom Anlass her vielleicht am ehesten mit Bar-Mitzwa-Feiern vergleichbar ist.

Sambische Mädchen werden zum Zeitpunkt des Einsetzens ihrer Periode zunächst für sechs Wochen in einer Hütte eingeschlossen, wo sie von älteren Frauen in die von der Gemeinschaft für sie bestimmte Rolle eingeführt werden: Neben Nahrungszubereitung und Kindererziehung bedeutet dies vor allem, dem künftigen Ehemann eine gute Gespielin zu sein. Und so lernen die Mädchen während dieser Zeit neben wichtigen Regeln wie der, dem Mann niemals Widerworte zu geben, auch den Einsatz von Praktiken wie dem hier sehr populären „dry-Sex“ oder der ganz typischen weiblichen Art zu tanzen. Bei letzterer handelt es sich um eine lose Abfolge von Bewegungen, bei denen das durch viel Stoff noch voluminöser gestaltete Hinterteil überaus aufreizend hin und her bewegt wird. Mit Ausnahme von weißen Männern kommt jeweils nur der eigene Ehemann in den Genuss dieses Tanzes – schließlich soll er hierdurch (noch mehr) Lust auf den anschließend erfolgenden Geschlechtsverkehr bekommen. Nach Ablauf der sechs Wochen präsentieren die Mädchen ihre neuen Kenntnisse dann vor allen weiblichen Bekannten der weiteren Umgebung. Von männlichen Blicken gut abgeschirmt hinter einem

Strohzaun beginnt nun ein neunstündiges Ritual, bei dem die armen Backfische mit gesenktem Blick, barbusig oder mit BH bekleidet, vor einer kreischenden Meute von (teils immer stärker angetrunkenen) Frauen tanzen und ihre dabei noch immer vorhandene Unsicherheit zur Schau stellen müssen. Für uns ein unfassbar beschämender Anblick, den wir kaum ertragen können, und wir versuchen unauffällig, uns in die hinteren Reihen des Geschehens zu verziehen. Doch unsere „Eintrittskarte“ definiert auch, welche Rolle wir hier spielen: Nicht nur scheinen wir der Feier allein durch unsere Anwesenheit bereits ein bestimmtes Gewicht zu verleihen, auch wird wieder ein ganz konkretes Verhalten von uns erwartet: „Come on, take pictures; take more, more pictures!“ Der Weiße fotografiert und dokumentiert das ihm fremd Erscheinende. Und je mehr er fotografiert, desto stärker würdigt er das Gesehene, so offenbar hier die Wahrnehmung. Wir spielen unsere Rolle. Das Ergebnis besteht aus annähernd 300 Fotos, von denen wir aber eigentlich keines wirklich ansehen, geschweige denn behalten mögen...

Weitere, auf eine andere Art ähnlich beschämende Augenblicke, die ebenfalls vor allem durch unser sich von der Umgebung unterscheidendes Erscheinungsbild hervorgerufen werden, stellen die vielen Dankesbekundungen von wildfremden Sambiern dar, die sich auf unterwürfige Weise freuen, dass ein Europäer tatsächlich Interesse an ihnen sowie ihrem Land zeigt und die einem damit (unbewusst?) zu verstehen geben, dass die perverse Idee der vermeintlichen Minderwertigkeit bestimmter Ethnien nach wie vor stark das alltägliche Leben und Denken beherrscht. Zunächst natürlich unangenehm, eigentlich aber befreiend und vor allem ehrlich ist daher auch die Reaktion der Marktfrauen in Lusaka: Auf dem Boden kauern ihre Ware feil bietend strecken sie uns angesichts unserer neugierigen Blicke nur wütend fluchend ihre Mittelfinger entgegen. Sie bleiben die einzigen mit ihrer Art von Reaktion, und dabei haben sie doch Recht. Wenn ich begierig-voyeuristisch jeden Eindruck dieser so fremden Welt in mich aufsauge und in meinem Kopf dabei als „bemerkenswertes Bild“



Fotos: Jasmin Halle

Auf dem Weg nach Katete

abspeichere, dann komme ich nicht umhin, auch zu überlegen, ob das eigentlich richtig ist, wie und in welcher Rolle ich hier bin. Bin ich doch genauso ein Eindringling wie all diejenigen, die hier vor vielen Jahren schon für solch bipolare Momente sorgten und den Kontrast überhaupt erst ins Land brachten.

Auf die Spitze getrieben wird dieses Gefühl, wenn wir hoch oben im knallroten Sightseeing-Bus über die belebte Innenstadt Johannesburgs sowie raus nach Soweto „schweben“. Auch hier bekommt man einen Eindruck davon, welche verheerende Auswirkungen die Idee der Ungleichheit noch immer zeitigt: Während die metallische Stimme aus unseren Kopfhörern wiederholt von der so „einzigartigen Anziehungskraft Josies“ schwärmt, wirken die trostlosen Straßenzüge unter uns mit ihren heruntergekommenen Gebäuden, dem Stacheldraht und den unzähligen als Müllhalden genutzten Schlaglöchern vielmehr uncharmant und trotz der vielen Menschen seltsam leblos und es wird nur allzu deutlich: Die Stadt hat sich von der Apartheid, die sich nur wenige Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Europa hier dann unglaublicherweise ähnlich pervers vollzog, bisher keineswegs erholt. Vielmehr muss sie von ihren jetzigen Bewohnern noch auf eine eigene Art angenommen und gestaltet werden.

Neben der absurden Erinnerung an die Flut von Werbeschildern für „Penis Enlargement“ oder „Abortion Pills“ bleibt mir von Joburg daher leider lediglich die Erkenntnis, eine Stadt ohne jeglichen Reiz oder Wiedererkennungswert erlebt zu haben.

Ganz anders ist all das Wundervolle, was mir – sicher vor allem auch wegen der unvergleichlichen Reiseplanung Jens Augners – von Sambia in Erinnerung bleiben wird; ähnlich aber ist der Eindruck, dass es auch hier einen eigenen, und möglichst von der Bevölkerung selbst ausgehenden Impuls zur Gestaltung der künftigen Lebensverhältnisse geben muss.

Denn auch wenn ich nach dieser Reise noch immer kein Relativist bin und nur noch konkreter begründen kann, weshalb es einige Werte gibt, für deren Verankerung wir uns entgegen dem Vorwurf des vermeintlichen Kulturimperialismus in jedem Falle einsetzen sollten, bin ich mir ob des Wie nun noch viel unsicherer.

Aber vielleicht ist auch das schon eine wichtige Einsicht.

Fahrt auf dem bike-taxi von Katete nach Tiko für umgerechnet 30 Cent

